

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 99.

Montag, 29. April.

1929.

(18. Fortsetzung.)

Der Moro-Konzern.

(Nachdruck verboten.)

Roman von H. Weyrauch.

Einen Augenblick fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, das Mädchen könnte ihn belügen und ihn zu sich locken, um ihn dort jenem Erpresser, der doch ihr Bruder war, in doppelt-peinlicher Situation in die Hände zu liefern. Unwillkürlich fühlte er nach der Tasche, in der er einen Browning mitzuführen pflegte. Er war da. Doch gleich ließ er diesen Gedanken wieder fallen. So verworfen war dieses Kind nicht, mochte es auch nicht ganz so unschuldig sein, wie es erschien.

Sie fuhren ins „Balenzia“, das Modelokal, wo die Bühne, der Film und die Lebewelt sich zusammenfinden. Tageshelle strahlte ihnen entgegen. Rauschende Musik. Frauen, die die Sinne verwirrten, nackte Schultern und Rücken neben schwarzhaarigen Fräulein. Schneeweiße Hemdblüsten neben blutroten Lippen. Betörender Hauch von Parfüms. Sekt und schwebender Duft exotischer Zigaretten. Fiebernder Lebensdrang in konventionelle Formen gepreßt.

Moro gab sich voll dem Genuß dieses Wollusts hin, das ihm durch das süße Weib, dessen Jugend er heiß beim Tanz in seinen Armen fühlte, Reize bot.

Dann fuhren sie zu ihr.

Es begann schon zu dämmern, als die Limousine an der Villa in der Hubertus-Allee vorfuhr. Rasch entkleidete sich Moro, um noch einige Stunden Schlaf zu genießen.

„Nun, was haben Sie erreicht?“ war die erste Frage, die Kraak an seinen Chef stellte, als sich die beiden am Vormittag trafen.

Dieser winkte ab: „Gar nichts! Nicht das geringste! Sie ist überhaupt nicht seine Schwester, sagt sie, und ahnt nicht, wo er sich aufhält.“

„Das ist fatal!“ bedauerte der andere. „Sie gaben sich aber doch als Geschwister aus, damals in Zoppot.“

„Das sei ein Scherz gewesen, erklärte sie mir, weil sie des gleichen Namens wegen meist für Geschwister gehalten werden.“

„Und was soll nun geschehen? Der Kerl kann jeden Augenblick wieder erscheinen. Lange wird er sicher nicht ausbleiben.“

„Ja, was soll geschehen? Das ist jetzt die Frage“, gab Moro zurück, und beide saßen da, in Gedanken versunken.

„Zu einer Anzeige darf es unter keinen Umständen kommen“, sprach Moro nachdenklich vor sich hin.

Es wäre mehr als peinlich, selbst von dieser Seite“, bestätigte der andere, mit dem Bleistift auf seinem Löffelblatt Figuren zeichnend.

Moro nickte, vor sich hinbrütend. Er dachte scharf nach.

„Ich hab's!“ sagte er dann plötzlich mit froher Miene. „So wird es gemacht!“ Und auf des anderen verwunderte Fragen sprach er längere Zeit in leisen Worten auf ihn ein. Die seine Ausführungen begleitenden Gesten zeigten die ganze Sicherheit dieses Auswegs. Kraak aber schlug schallend mit der Hand auf den Tisch.

„Bravo! Herr Moro. Das nenne ich genial. Das ist nicht ein Weg, das ist der Weg. Nun soll er kommen, der Gauner!“

Zwei Tage später las man in allen Blättern die Notiz:

„Der Aufmerksamkeit unserer Polizei ist es gelungen, einen Polen in dem Augenblick zu verhaften, als er mehrere Fünzig-Pfund-Noten an einer hiesigen Bank einwechseln wollte, die, wie zweifelsfrei erwiesen ist, seinerzeit von der Spielbank in Zoppot dem nachher auf so rätselhafte Weise verschwundenen Reeder Kuspen ausgehändigt worden waren. Der Pole war bereits früher als verdächtig verhaftet, nachher aber wegen Mangels an Beweisen wieder freigelassen worden. Nach dem nunmehr vorliegenden Material dürfte er sich jedoch zu einem Geständnis bequemen müssen.“

Am gleichen Tage wurden Moro und Kraak vorgeladen.

„Sie sollen einem Polen namens Boroska zehn Fünzig-Pfund-Noten ausgehändigt haben, von denen er zwei gestern bei der Dresdener Bank hier hat einwechseln wollen. Trifft diese Angabe des Polen zu?“ fragte der Beamte den vor ihm sitzenden Finanzmann höflich.

Der andere lachte. „Was Sie mir sagen, ist mir ganz neu. Ich habe keinem Menschen englische Noten gegeben, hatte auch in der letzten Zeit keine solchen in meinen Kassen. Darf ich fragen, wie der Mann diese Zahlung begründet?“

„Er sagte, Sie haben ein Geschäft mit ihm gemacht. Näheres wollte er nicht mitteilen.“

„Ich machte nie ein Geschäft mit einem Polen dieses Namens. Wahr ist, daß ein solcher mich aufgesucht hat, um Geld von mir zu erbitten. Er hatte mich damals in Zoppot kennengelernt, als der nachher vom Dampfer verschwundene Reeder beim Spiel große Summen gewann. Erhalten hat er aber nichts von mir.“

„Wir dachten uns gleich, daß diese Angaben des Mannes nur Erfindungen sind, um den Verdacht, daß er mit dem Verschwinden des Reeders in Verbindung steht, abzulenken.“

„Da hat er wohl gar noch mich verdächtigen wollen?“ bemerkte Moro mit geringschätzigem Lächeln. „Sehr gewandt hat er dies aber nicht angefangen. Hätte ich wirklich die Hand im Spiele gehabt bei jenem traurigen Falle, so ständen mir wohl andere Möglichkeiten zu Gebote, das geraubte Geld einzuwechseln als durch einen mir fremden Menschen in Berlin. Eine solche Dummheit wird man mir wohl kaum zutrauen.“

„Gut, was wir auch sofort sagten, Herr Moro“, lächelte der Beamte verbindlich. „Aber wir mußten den Angaben dieses Menschen natürlich nachgehen und Sie daher hierher bemühen.“

„Ich habe übrigens bei einer früheren Vernehmung bereits ausgesagt, daß mir in jener Nacht auf dem Dampfer eine Gestalt auffiel, die sich mehrmals in der Nähe unserer Kabinen zeigte. Vielleicht findet sich hier eine Erklärung.“

„Sie kommen mir mit dieser Bemerkung zuvor, Herr Moro“, erwiderte der Beamte mit leichter Verbeugung. „Ich wollte eben die Frage an Sie stellen, ob der Pole mit jener Gestalt wohl identisch sein mag. Wir können Ihnen den Mann gegenüberstellen.“

„Das ist nicht nötig. Ich sagte Ihnen, daß er bei mir war, um mich anzubetteln. Ich habe ihn bei dieser Gelegenheit genau gesehen. Die Gestalt könnte stimmen. Das Gesicht aber konnte ich bei der in jener Nacht auf dem Dampfer herrschenden Dunkelheit nicht erkennen. Und übrigens würde die Tatsache, daß der Mann Geld von mir wollte, dagegen sprechen, daß er an dem Verbrechen beteiligt ist.“

„Durchaus nicht, Herr Moro. Es kann sich um die Vorbereitung irgendeiner Erpressungsaktion gehandelt haben, denen ja Finanzleute immer ausgesetzt sind. Was übrigens die Identität des Polen mit jenem Manne betrifft, der sich auf dem Dampfer bei den Kabinen zu schaffen machte, so haben wir da noch den Schiffsoffizier, der um Mitternacht einen Menschen unter Deck wies, der sich trotz des Sturmes noch oben aufhielt. Vielleicht vermag der Aufklärung zu bringen.“

Moro war entlassen. Die Aussagen von Kraatz deckten sich in allen Teilen mit denen seines Chefs.

Wie man später erfuhr, glaubte der mit dem Polen konfrontierte Offizier in diesem den Mann wiederzuerkennen, den er in jener Nacht auf Deck getroffen und nach unten verwiesen hatte. Die Angaben des Polen erschienen nach jener Richtung unglaubwürdig, und die Annahme, daß man in dem Manne den Mörder oder einen der Mörder des Reeders festgenommen habe, schien sich bewahrheiten zu sollen.

Brandts Lage hatte sich während dieser Zeit nach keiner Richtung hin gebessert. Moro hatte seiner Richte auf deren wiederholte Bitten die Erlaubnis zu einem Besuch bei dem Verhafteten erwirkt.

Das Wiedersehen war für die beiden Liebenden erschütternd. Obwohl Koss kaum mehr an eine Rettung zu glauben wagte, zeigte er sich dem Mädchen gegenüber doch ruhig und zuversichtlich, um ihm das Herz nicht noch schwerer zu machen.

Alle Schritte, die zur Rettung des Geliebten unternommen worden waren, berichtete Katscha diesem und beriet mit ihm, was noch weiter geschehen könnte. So gar auf den Gedanken, ihrem Verlobten zur Flucht zu verhelfen, kam das geängstigte Mädchen; doch wies dieser ein solches Anerbieten sofort entschieden zurück, da es selbst im Falle des Gelingens nur geirrt sei, ihn noch verdächtiger zu machen, ihm aber weit mehr daran liege, seinen ehrlichen Namen als die Freiheit wiederzugewinnen.

Tief entmutigt mußte sich das Mädchen schließlich zurückziehen. Dem Gefangenen war das bedingungslose Vertrauen der Geliebten der beste Trost. Aus ihm schöpfte er neue Kraft, in seiner furchtbaren Lage auszuharren.

Katscha war nicht müde. Immer mehr bemächtigte sich ihrer das Gefühl, daß der von Moro mit der Rettung ihres Verlobten betraute Detektiv seiner Aufgabe nicht gewachsen sei, ja, diese sogar lässig behandle. Die langen, aber inhaltsarmen Berichte, die er vorlegte, ließen in dem Mädchen sogar den Argwohn reifen, daß der Mann bestochen sein könnte, die Angelegenheit zu verschleppen. Obwohl es sich nur um ein dumpfes Empfinden handelte, über dessen Ursprung sie sich selbst nicht recht klar war, trug sie diese Sorge doch ihrem Onkel vor.

Dieser lachte sie zwar aus, indem er versicherte, ein Beamter lasse sich doch nicht einfach bestechen; doch versprach er, ihn zu intensiver Tätigkeit anzuhalten. Die dann folgenden Berichte weckten denn auch neue Hoffnungen. Von einem wirklichen Fortschritt aber konnte trotzdem nicht die Rede sein.

In ihrer Not fuhr Katscha zum Grafen Schonburg, dem sie ihre Gedanken und Befürchtungen offenbarte. Der Graf wurde sehr ernst. Und als das Mädchen ihn schließlich mit bewegten Worten ansuchte, er möchte ihr doch helfen und seinen besten Freund nicht im Stich lassen, da versicherte er ihr, alles zu tun, was in seiner Macht stehe, und mühte er selbst zu den äußersten Mitteln greifen.

„Was meinen Sie mit äußersten Mitteln, Herr Graf?“ fragte das Mädchen, das sich an jeden Strohhalm klammerte und in diesen ihr nicht recht klaren Worten eine Möglichkeit der Rettung für den Geliebten vermutete.

„Nun!“ meinte der Graf ausweichend, „es gibt doch Schritte, zu denen man sich nur im letzten Moment entschließen wird. Ich müßte mir natürlich noch selbst darüber klar werden, was da in der äußersten Not zu unternehmen wäre. An den Freund aber sollen Sie, gnädiges Fräulein, nicht vergeblich appellieren. Was in meiner Macht liegt, wird geschehen, Hoff zu setzen.“

Etwas hoffnungsvoller kehrte Katscha von diesem Besuch zurück. Die nächsten Wochen waren jedoch, ohne eine Entlastung des unter so schwerem Verdacht stehenden Ingenieurs zu bringen, und immer näher rückte der Tag der Entscheidung, die, so schien es allen, nur nach einer Richtung fallen konnte. Nicht nur die mit der Untersuchung betrauten Stellen, sondern auch die Öffentlichkeit neigte immer mehr der Überzeugung zu, daß man in dem verhafteten Ingenieur in der Tat den Mörder des Grafen gefaßt hatte.

Der schwere Tag war gekommen: Brandt stand vor seinen Richtern. Grau hing der Dezemberhimmel über der Hauptstadt; im Schwurgerichtssaal aber war die Verhandlung schon weit gediehen. Müde und doch gefaßt saß der Angeklagte auf seiner Bank, hinter ihm sein Verteidiger.

Zahlreiche Zeugen waren schon gehört worden. Sie hatten zum Teil versucht, für den ihnen sympathischen Mann günstig auszusagen; die schweren, gegen ihn vorliegenden Indizien hatte jedoch keiner entkräften vermocht. Das Zeugnis des Grafen Konstantin von Schonburg hatte sogar die Wirkung gehabt, den Angeklagten noch mehr zu belasten, so sehr er sich bemühte, das Gegenteil zu erreichen. Die tiefe Entfremdung zwischen dem Grafen Bodo und dem Ingenieur war nicht wegzuleugnen, auch nicht die Tatsache, daß Graf Konstantin seinem Mitarbeiter größere Summen versprochen hatte, wenn er auf irgendeine Weise wieder in den Besitz von Geldmitteln kommen würde. So lag es nahe, daß der Angeklagte auf den Gedanken verfallen war, durch Beseitigung des Grafen Bodo diese Mittel zu schaffen. Daß der jüngere Bruder der alleinigen Erbe sein würde, war ihm nach seinem eigenen Geständnis bekannt gewesen. Auch der Widerstand war vom Grafen Konstantin zugegeben worden, den der Ingenieur der Finanzierung der Erfindung durch Moro entgegengesetzt hatte. Brandt war in dem Betriebe des Grafen sehr selbständig gewesen, und es erschien daher verständlich, daß er sich diese Stellung nicht durch den Finanzmann beschränken lassen wollte. Durch die Ermordung des Grafen Bodo kamen neue Mittel in das Geschäft, ohne daß des Angeklagten Selbständigkeit eine Einbuße erlitt.

(Fortsetzung folgt.)

Erstes Grün.

Aus graubraunem, wintergedörtem Holz
Bricht es schaumig hervor wie quellende Tropfen.
Die kleinen Büsche sind schon mit Knospen besetzt,
Entbreiten sich schimmernd in seligem Stolz.
Und von sanften Fingern der Sonne erweckt,
Wipfelempor zuckt der Säfte heimliches Klopfen.

Die ragenden Stämme, noch runzlig ergraut,
Sehn zu Füssen das blasse Pansarün ersprießen.
Sie stellen die Arme, in Sehnsucht gebannt,
Daß warm zu Häupten ihnen der Himmel blaut
Und Blätter schmeichelnd die dunklen Äste umfassen,
Ein lustiges Dach, unter strahlender Kuppel gespannt.

Des Niedergestrübtes Frühblüte erspähn sie voll Reiz,
Mild ihres frostrauch zerklüfteten Bettelgewandes.
Doch leise sie säuselt das rieselnde Sonnensprühn
Und tröstet, daß nahbereitt auch ihnen die KnospENZEIT,
Da nicht ihre Zweige sich lauben mit zärtlichem Grün
Und schwingen die Wimpel ins Goldblau flammenden Landes.

Heinrich Leis.

Tragödie um einen Koffer.

(Ein Reiseerlebnis.)

Von Erich A. Schmidt (Palermo).

„Haben Sie schon einmal in Neapel Ihr Gepäck verzollt? Es ist eine dramatische, aufregende Angelegenheit. Ich rate, vorher gut zu essen.“

Der Hoteldirektor sagte: „Soll ich Ihnen meinen Hausdiener mitgeben? Sie werden ihn vielleicht gebrauchen.“ „Nein“, erwiderte ich, eigensinnig wie je, „ich werde das schon alleine besorgen. Wo befindet sich die Dogana?“ (Ich sagte prächtig Dogana statt Zollamt, ich wollte imponieren.)

„Da und dort.“

„Gut.“ Ich zog davon. Am Golf entlang, der Besuch hatte eine breitgedrückte Rauchmütze über sich, die Sonne strahlte, Sorrent glänzte fern im Bogen der Bucht.

Wo die Schiffe im Hafen lagen, fragte ich zum erstenmal: „Dov' è la dogana?“

Der Mann: „Hier herein, links herum, am Hause entlang, sempre diritto — immer geradeaus!“

Schön, aber es stimmte nicht. Ein Posten schickte mich zurück. Zu einem anderen Soldaten, der mich wieder irgendwohin dirigierte, wo es abermals verfehlt war. Schließlich stellte es sich heraus, daß ich am falschen Zollamt herumirrte.

Ich, schon nervös, fluchte, wanderte ziellos einher, dachte an den Hoteldirektor und marschierte weiter, bis ich endlich zum Bahnhof an die scheinbar richtige Stelle gelangte. Eine lange, leere Halle, etliche Koffer darin, in einer Kabine ein Beamter, der meinen Gepäckschein prüfte, etwas eintrug, Lire verlangte und den Schein einem alten Manne weitergab, der sich mir am Bahnhofsplatz schweigend angeschlossen hatte. Ich suchte indessen gespannt nach meinem Schrankkoffer — er war nirgends zu sehen. Nun ja, dachte ich, er steht schon wochenlang hier herum, die Reise durch Italien hat doch länger gedauert als veranschlagt war — wer weiß, in welche Ecke er geraten ist.

Aber der alte Mann winkte, ging mit kurzen, lahmen Schritten davon, ich hinterher. Ein längeres Strassenstück wurde passiert, durch ein Tor, über einen weiten Platz hinweg, auf einen langgestreckten Speicher zu.

In der Ecke des Speichers wieder ein Verschlag, rauchende Beamté darin, mein Gepäckschein wird vorgezeigt, Akten und Bücher klappen auf und zu.

Ich muß wieder Lire bezahlen, der alte Mann winkt und schwankt davon, ich trotte hinterher. Plötzlich stehe ich vor meinem Koffer, ich will ihn freudig umarmen. Aber er hatte sich verändert, er war schäbig geworden, bestaubt, zertrübt, selbst die metallenen Ecken eingerissen.

„Aprite“, sagte der Zollbeamte.

Gut, machen wir auf! Ich habe ein reines Gewissen, nur ein paar Meditamente zu viel, das wird doch nichts schaden? Die Hauptsache: nicht eine einzige Zigarette, im ganzen großen Koffer. Aber ich stelle mir jemand vor, der kein gutes Gewissen hat, der irgend etwas zwischen der Wäsche oder den Stiefeln versteckt — schrecklich mühte ihm nun zu Mute sein.

Trotzdem gerate auch ich in eine gewisse Erregung hinein, sechs Leute stehen neugierig um mich her, kein Schlüssel will passen, die Schnappschlösser streifen, endlich klappen sie auf. Ich öffne alle Schübe, fremde Hände greifen hinein, begucken meine Tuben, Schachteln, Kasten, die Wäsche, die Bücher und Manuskripte, zwei Soldaten sprechen miteinander, ich kriege Angst, sicher, es ist ihnen zu viel.

„Ja“, sage ich, „aber ich will nach Palermo, ich bleibe ein Jahr auf Sicilien, — non molto per tutto l'anno — nein, für ein Jahr ist das gewiß nicht zu viel!“

Sie haben Verständnis, ich darf den Koffer schließen, ich bekomme einen neuen Schein, der wieder an einen anderen Schalter wandert, wo ein mir noch fremder Beamter hoakt. Ich muß Lire bezahlen... bekomme wieder einen Schein und singe wie ein Tenor: „Pagare, pagare — zahlen, zahlen!“

Ja, Gepäck kostet Geld, denke ich, zwei Zentner kosten beinahe so viel wie meine eigene Fahrkarte, aber es muß schon sein, nun bin ich wohl auch erlöst. Ich sage: „Per Palermo!“ Und denke, nun wird die Sache automatisch weiterpediert, ich brauche keinen Finger mehr zu rühren, kann endlich essen gehen. Bett gefehlt!

Es haben sich noch sechs weitere Leute eingefunden, Beamte, Soldaten, Zivilisten sehen ringsherum, sie reden italienisch, englisch und französisch auf mich ein, sie gestikulieren wie Wilde, es sieht aus, als sollte ein Boxkampf ausgetragen werden.

„Per Palermo! Al porto!“ rufe ich.

Ja, wenn das so einfach wäre. Sie reden und schreien ringsumher, als wäre mein Koffer der erste, der vom Zollamt zum Hafen expediert werden sollte, sie stehen vor einem neuen Fall!

Endlich trottet mein alter Begleiter davon, er bleibt

eine Ewigkeit fort, indes das Männerduo gestikuliert und sich aufgeregt gebärdet, während ich ganz resigniert dastehe. Ich blide auf die Stiefelspitzen; schreit, was ihr wollt, ich verwünsche alle Welt, die Leute, den Koffer. Da humpeln zwei Droschken heran. Zwei alte, klapprige Droschken. Ich ahne: eine für mich, eine für den Koffer, ich ahne Unheil. Auf diesem wackligen Wagen soll mein Koffer, dieser Bulle verstaubt werden?

Praktisch, äußerst praktisch! Bei uns zu Hause hätte man irgendein passendes Gefährt zur Stelle, einen kleinen Handwagen, so eine feste eiserne Karre mit zwei Rädern; aber hier, da mein Koffer doch der erste ist, der in diese Gegend geriet, bringt man eine wacklige Droschke herbei.

Und nun wird der Bulle aufgeladen, es gibt einen Krach, die eine Seitenlehne der Luxusdroschke ist zum Teil abgebrochen. Ich stöhne auf. Genau, wie ich's dachte! Jetzt heißt es: „Pagare, pagare!“ Ich kriege eine kleine Wut, schimpfe auf Deutsch, weil mir zuvor niemand in dieser Sprache einen vernünftigen Vorschlag machte, der Rutscher räsoniert, hoffentlich muß ich ihm nicht die ganze Karre inklusive Gaul bezahlen, meine Wut wächst.

Aber da legt ein italienischer Mann die Hand auf meine Schulter und beruhigt mich. Wirklich, er beruhigt mich mit Worten, die mir zwar fremd, doch von so netten Gebärden begleitet sind, daß ich in etliche Hände hinein Lire bezahle und schwach in meine Droschke falle.

Nun humpeln wir über das Pflaster, ich fürchte jeden Augenblick, daß der Koffer vor mir herabpurzelt oder sonst irgendwelche Streiche macht, aber er schwankt nur hin und her. Wenn er fiele, würde er den alten Mann, der wieder neben dem Wagen trottet, glatt erschlagen.

Am Ausgang — halt! Was nun? Der Alte geht mit meinem Zettel wieder in ein Häuschen hinein, ich rasch hinterher, dort schirrt ein Beamter zwischen Fischkörben, Olivenflaschen, was weiß ich noch, auf glitschigem Boden umher; aber mein braver Alter kriegt ihn am flatternden Nachschuß zu fassen, er ist harmherzig, malt rasch ein Zeichen auf den hingehakten Schein, und wir begeben uns wieder zu den Droschken.

Nun geht's durch die Posten am Tor, ich bestimme den Alten, neben dem Koffer Platz zu nehmen, er tut's ja, er hält den Koffer fest umklammert. Wir fahren etliche Straßen entlang, ich immer schwermütig vor Sungen hinterher, es ist ein Leichenbegängnis dritter Klasse.

Ich verstehe jetzt die Worte des Hoteldirektors, ich würdige sie von Herzen, doch war es nun zu spät, ich mußte meinen Hochmut büßen.

Wir fahren zum Hafentor hinein, der Koffer wird abgeladen, ich bekomme an einem Schalter wieder einen Schein. Aber ich bin schon zu matt, um ihn anzusehen, es ist mir alles einerlei. Ich sage nur noch, deutlich, scharf akzentuiert, mit dem besten Italienisch, das mir zur Verfügung steht: „Il bagaglio oggi a Palermo!“ — heute nach Palermo, denn abends geht mein Dampfer ab.

Der Beamte brummt etwas, das ich kaum erfasst hätte, selbst wenn meine italienischen Kenntnisse besser wären, aber — ich bin müde, hungrig, mir ist schon alles ganz egal!

Nun kommt aber ein neuer Akt der Tragödie:

Ich sehe mir die Tage der Droschken an, lege diesem Rutscher etliche Lire dazu, dem anderen auch, aber diese neapolitanischen Rutscher! Sie machen ein großes Lamento, keiner ist auch nur im entferntesten zufrieden. Ihre Tage hat anscheinend nur dekorative Zwecke, sie wollen ganz andere Preise. Gut, vom Wagen ist ein morsches Stück abgebrochen, aber wenn der Koffer auch ein tüchtiges Gewicht hat, so bin ich selbst dafür um so leichter; ich lege wieder ein paar Lire dazu, doch es nützt nichts, sie lamentieren weiter.

Was tun, ich bin zermürbt, total zerfetzt, mein Kleingeld ist aufgebraucht, man hat in diesem Lande nie genug an Kleingeld bei sich. Da ist eine Tabaktrafik oder etwas ähnliches, schön, ich werde wieder wechseln, einmal werdet auch ihr zufrieden sein, ihr Hallodris!

Doch nun taucht ein Kriminalbeamter in Zivil auf, er kommt, gelockt von dem Spektakel; denn natürlich steht wieder ein komplettes Männerduo, hochbetitelt, um uns herum. Er macht kurzen Prozeß: „Was habt ihr bekommen? Gut, das ist schon zu viel, erledigt, basta!“

Zwei Karabinieri in ihren schmutzen Uniformen kommen auch noch und geben mir recht. Ja, man tut jetzt in Italien allerhand zum Schutze der Fremden vor den allzu eifrigen Landsleuten.

Aber nun fängt der jüngere Rutscher an zu weinen, wirklich, er weint, er ist tief beleidigt, weil ich so schnöde bin. Ich halte ihm wieder etliche Lirestücke hin, denn ich kann Tränen nicht sehen; aber er ist so gekränkt, daß er mein Geld ablehnt. Ein Kollege nimmt es mir aus der Hand und muß es ihm förmlich aufdrängen. Schwierige Leute, komplizierte Leute, diese neapolitanischen Rutscher!

Doch jetzt, wer kommt nun mit offener Hand herangeschwankt? Ei, das ist der liebe Alte er will auch sein Teil,

„25 Lire.“ Eine bescheidene Summe, fürwahr. Ich drückte ihm ein Zehn-Lire-Stück in die Finger und schwante davon, genau wie er selbst zu gehen pflegt, es rührt mich gar nicht, daß er mir entgeistert nachblickt, unfähig, auch nur einen Fluch zu murmeln. Nun hat mich der Koffer, dieser Bulle, endlich genug gekostet.

Der letzte Akt: Nach drei Wochen sah ich in Palermo noch immer ohne den Koffer, der mich auf meiner stürmischen Nachtfahrt über das Tyrrhenische Meer bereits begleitet sollte. Ein Spediteur klärt mich auf: „Das, was Sie mir hier geben, ist nur ein Aufbewahrungsschein, eine Gardebewachungsschein. Wir müssen den Schlüssel wieder nach Neapel schicken, der Koffer wird von neuem untersucht, weil Sie ihn nicht gleich nach Palermo aufgaben!“

Noch einmal verzollen? Glück zu! Denn dieses Mal bin ich Gott sei Dank nicht dabei!

Katzen.

Von Paul Cipperr.

Man kann die Tierfreunde unter den Menschen geradezu in zwei Hälften teilen: die einen lieben Katzen, die andern hassen sie und sagen, nichts ginge über einen Hund. Menschen, die nur den Hund für würdig halten, unser Lebensgefährte zu sein, wollen etwas vom Tier; sie erwarten Schutz, Kunststücke, Beweise von Klugheit, Unerfahrenheit und Treue — der gute Hund!

Katzen aber tun uns diesen Gefallen nicht. Und nur der Tierfreund wird wirklich etwas von ihnen haben, der sie ihr eigenes Leben läßt und am Anblick ihrer unverfälschten, herrlich schönen Individualität Genüge findet.

Wer sagt, Katzen seien nicht anhänglich, kennen keine Treue? Mein Großvater fand eines Tages solch ein kleines, graues Tier wimmernd auf der Straße — mit abgefahrenem Schwanz. Er brachte das Verletzte in unsere Wohnung, und weil er keinen Beruf mehr hatte, widmete er sich ausschließlich dieser Krankenpflege. So kam Peter I. in unsere Familie, wurde ein großer, kräftiger Dachkater und von uns allen geliebt. Er aber kannte eigentlich nur den alten Großvater, der ein Pedant war und täglich zu bestimmter Stunde seinen Spaziergang machte. Es dauerte nur ein paar Wochen, da sprang 10 Minuten nach 12 Uhr unser Peter zum Fenster der Parterrewohnung hinaus und schlich an den Nachbarhäusern entlang bis zur Straßenecke, wo er zwar häufig mit Hunden in Konflikt geriet, immer aber auf seinen Herrn wartete. Hoch erhobenen Schweißes, so weit man von seinem Stummelschwänzchen so sprechen kann, begrüßte er ihn und ging stolz mit dem alten Mann nach Hause.

Dressur kommt hier nicht in Frage, ebensowenig wie bei der Tatzache, daß zur Wintersonne Peter allabendlich unserem Großvater auf die Schulter sprang und sich längelang wie ein Pelztragen um des wärmebedürftigen Greises Nacken legte.

Viele Jahre später ist uns eine schwarze Hauskate zugekommen, die sich sofort als besonders wild entpuppte. Ein großes Tier, verbat sie sich jede Berührung, wollte nur geflüstert werden, in der Sonne liegen und die geschmeidigen Glieder von sich strecken. Bis sie dann eines Nachts alle Rissen von den Sesseln zog und unter der Ofenbank versteckte. Nun entwickelte sie ein gewisses Zärtlichkeitsbedürfnis, schnurrte ein wenig auf dem Schoß der Hausfrau und gebär dann in der Woche darauf vier Kinder. In der ersten Zeit lag die Alte abgespannt in ihrem Bett; aber nicht lange war es uns möglich, die Kleinen in die Hand zu nehmen, schon brach sich das große Tieres Wildheit wieder Bahn. Als mein damals achtjähriger Sohn näckend und übermütig aus der Badestube ins Zimmer getollt kam, dem Ofen zu, wo seine Mutter mit einem der jungen Kätzchen in der Hand saß, schnellte die Alte wie ein Panther senkrecht von ihrem Lager hoch, riß zwei der säugenden Jungen mit und hing langgezogen und schwarz auf dem Rücken des ahnungslosen Knaben. Die Krallen schlugen in Brust, Schulter und Hüfte tiefe Wunden, und gefährlich fauchte die Kake in bedingungsloser Verteidigung der anscheinend bedrohten Brut.

Ihre Wildheit steigerte sich von Woche zu Woche; die Mutterliebe ließ nach, sobald die Kleinen selbständig wurden. Eines Morgens war dann die Kake weiter ihren Weg gegangen; die Gemeinschaft mit den Menschen hatte nur für die Bett der Niederkunft gegost.

Das Gegenteil von dieser Wildheit lernten wir in Jussuf kennen, einem fleckenlos blaugetönten, perfekten Angorakater. Er war wirklich ein Prinz, und dieses Tier, das vier Jahre bei uns lebte, gab uns Freude im Übermaß.

Er war von beispielloser Sauberkeit und hat niemals genascht. Einmal fanden wir ihn auf dem Küchentisch, dicht neben einem ausgenommenen Huhn; da sah er, die Vorderpfoten millimetergenau ausgerichtet, und blickte erwartungsvoll aus bernsteingelben Augen. Er wünschte sein Futter, etwas angewärmte Kalbsmilch; um diese Nachmittagsstunde fraß er nichts anderes.

Mit meiner Frau verständigte sich der Kater Jussuf in reiflos deutlicher Weise. Er stand einfach vor sie hin, miaute ganz leise, strich um ihre Füße, ging ein paar Schritte weg und drehte den Kopf zurück, um sich zu vergewissern, ob sie ihm folge. Da standen dann die beiden im Badezimmer; der Kater sprang in den Ausguss und wartete. Völlig etwanfrei: der menschliche Freund sollte den Wasserhahn ein ganz klein wenig aufdrehen und Jussuf schnellte dann die Vorderpfote vor, fing einen Tropfen auf und stillte so in höchst manierlicher Weise seinen Durst.

Man glaube nicht, daß wir das Tier irgendwie in unsere menschliche Sphäre gezogen hätten. Im Gegenteil, Jussuf, wie er in zärtlichen Augenblicken genannt wurde, hat uns in all den Jahren niemals etwas zu Gefallen getan. Er war unnahbar, wenn es ihm behagte, und zärtlich, sobald er Verlangen danach hatte. Auf Lockungen, Befehle, Vorhalten von Lederbissen reagierte er nicht; aber er forderte selbstverständlich, daß beispielsweise während der Nacht keine Zimmertür geschlossen sein dürfte. Ihm behagte es, durch die ganze Wohnung spazieren zu gehen, und wenn kein Plätzchen warm genug war, kam er in mein Bett, kuschelte sich am Fußende seine Höhle und schnurrte.

Jussuf war ein schönes Tier. Edel in jeder Bewegung und lähn. Mit unglaublichem Sprung erklimmte er die hohe Bücherwand und suchte sich zwischen den Hefttafeln einen Plak, wo er dann stundenlang stille saß und die Welt von oben sich besah.

Diese Verhaltenheit zeichnete ihn besonders aus. Da kroch eine Fliege über meinen Schreibtisch; Jussuf, der kurz zuvor an einem Blumenstrauß herumgeschmüßelt hatte, drehte sich jääh und sah auf den Hinterfüßen, erstarrt zu Stein. Was auch die Fliege tat, ob sie über das Manuskriptpapier lief, ein wenig um die Lampe furrte, auf Jussuf zukroch oder von ihm weg flog — er rührte sich nicht. Nur die Augen verfolgten jede Bewegung des Insekts. Bis dann der Augenblick kam, da die Fliege im richtigen Abstand von der rechten Vorderpfote saß oder lief, und ein Hieb — blinkend wie ein Degenstich — die Fliege tötete. Ich habe auch beobachtet, wie der Kater seine Beute aus der Luft herunterschlug, immer mit dem ersten Hieb. Indigniert schob er dann das tote Tier zur Seite.

Ohne vorherige Anzeichen bekam Jussuf eine Lähmung an der Hinterhand. Und als er zum erstenmal aus dem Hause getragen wurde zum Arzt, zitterte das Tier verzweifelt vor Angst. Aber dann sah er aus seinem Körbchen hoch, und als über ihm das Gesicht der großen Freundin zu erkennen war, war alles gut. „Du bist bei mir“, dachte er wohl, „dann wird mir Schlimmes nicht geschehen.“ So lange meine Frau in Blidweite des Katers war, ließ er sich zum Erkennen des Arztes ohne Widerstand untersuchen und Spritzen geben. Und als das Unheilbare seines Leidens feststand, ging Jussuf Vertrauen auch den letzten Schritt. Ohne die geringste Wehr empfing das große wehrhafte Tier die Narkose und den Tod.

Daß ein Lebewesen so bedingungslos dem anderen vertraut, ist vielleicht die hinreichende Eigenschaft der Katzen; für uns Menschen liegt darin eine gewaltige Verantwortung.

Katzen sind mit ihrer Umgebung eng verbunden; jeder neue Gegenstand im Zimmer muß erst von allen Seiten umschritten werden und geht dann ganz selbstverständlich in den Besitz des Tieres über. Wer würde es wohl dem braunschwarzen gefleckten Kater auf Burg Saaleck verwehren, daß er nach freiem Belieben auf den Beichtisch von Rudolf Schultze-Naumburg springt und mit kritischem Blick die Schöpfungen seines Brotherrn betrachtet? Dieser Kater ist ein wehrhaftes, schönes Tier mit großem Freiheits- und Bewegungsdrang. Für ihn mußten von einem Zimmer zum andern Durchschlüpfe angebracht werden; nun beherrscht er sein Reich und liegt behaglich auf hohem Schmel, sieht aus großen, funkelnden Augen in den Hof hinunter, wo die Hunde ihr begrenztes Spielfeld haben.

Dieser Bericht wäre unvollständig, würden nicht die edlen Bestrebungen des Tierchutzes und der karitativen Fürsorge erwähnt, die in unserer Zeit den Katzen ganz besonders gewidmet sind. Es gibt Asyls mitten in den großen Städten, mildtätige Damen haben in aller Stille einen Katzenhort gegründet, wo kranke, verirrte oder alte Tiere Pflege und Futter finden und vor Verfolgung sicher sind.

Wer Tiere liebt, muß für sie sorgen. Güte allein tut es nicht; das Böse abzuwenden, das von irgendwo unsren Freunden droht, ist Menschenpflicht.